

31. Mai 2025

I

In den letzten fünf Jahren meiner Selbstständigkeit habe ich es immer wieder mit einem Selbstportrait versucht. Hunderte Versuche liegen auf der Festplatte. Von keinem einzigen würde ich sagen:

Das bin ich.

Oder ich sage von allen: das bin ich.

Die Gründe meiner Ablehnung sind unterschiedlich. Am offensichtlichsten sind diejenigen, auf denen mir einfach meine Visage nicht passt, weil sie einem gehört, der versucht, einen auf *echt* zu machen und dabei den Auslöserknopf drückt. Hier schaue ich zu freundlich, dort wieder zu grimmig. Ein paar sind darunter, die vom Prinzip her funktionieren könnten, wenn sie nicht wiederum genau dieses Prinzip darstellen würden und nicht das Attribut des Prinzips. Zum Beispiel sieht man, dass das Portrait *Neugierde* ausdrücken soll, der Blick selbst aber nicht *neugierig* ist.

Ich glaube nicht, dass ein Selbstportrait ein narzisstischer Zeitvertreib ist. Es ist eine ziemliche Qual. Im Gegensatz zum Selfie taugt es mehr für den Hausgebrauch. Es ist die höchste Kunst: eine verbildlichte Selbsterkenntnis, unvoreilhaft, nicht aufgehübscht, nichts von der letzten Ernte auf der Beautyfarm der Nachbearbeitung. Ein Bild, das einen Moment der Überraschung einfängt, der besagt:

„Ach, so sehe ich jetzt aus?“

Ein Blick, der aus sich selbst einen Fremden macht und sich mit der gleichen Mitleidslosigkeit darstellt, wie er einen Unbekannten eingefangen hätte. Ist es nicht seltsam: über ein halbes Jahrhundert hinter sich zu haben und zum Selbstkostenpreis kein Gesicht machen zu können, das besagt:

Das bin ich?

Tatsächlich hat das Selbstportrait den Vorteil, dass es nichts kostet. In Personalunion muss ich niemanden stundenweise dafür bezahlen, dass er so ausschaut, wie er ausschaut. Ich kann Überstunden anweisen und mir das Meckern darüber schenken. Wenn ich morgens bereits im Spiegel sehe, dass ich heute nicht mein bestes Gesicht aufgelegt habe, blase ich den Termin einfach ab. Letzteres wäre ohnehin ein Missverständnis: das Selbstportrait ist kein Bewerbungsfoto. Warum sollte ich *ausgeschlafen, freundlich, nett, offen*, kurz: *vorteilhaft* ausschauen? Wenn das die Idee dahinter ist: sollte ich mich dann nicht lieber als einen präsentieren, *der so aussehen will?*

II

Es gibt Versuche, auf denen ich tatsächlich lächle. Das Lächeln erinnert mich an die Zeit, da ich zum Dienstleistungsproletariat zählte und auf einem großen Flughafen arbeitete. Ich steckte in einer blauen Uniform und sprach pro Schicht mit gefühlt der Hälfte der sechzigtausend Passagieren, die täglich durch Abflughallen und Transit asteten. In Servicetrainings lernte ich Sätze wie *You never get a second chance to make a good first impression*. Oder ein Trainer oder sogar ein Coach zitierte einen Psychologen oder warum

nicht gleich die allwissende Wissenschaft, die herausgefunden habe, dass wir innerhalb von sieben Sekunden entscheiden, wo wir jemanden ablegen. Dass man aber keine Achtstundenschicht damit verbringen kann, den Musculus zygomaticus major und minor auf Trab zu halten, ohne einen Krampf zu bekommen und dass selbst Technogym kein elegantes Gerät führt, mit dem sich gezielt die Gesichtsmuskulatur trainieren ließe, blieb unerwähnt. Warum müssen, warum wollen wir dauernd lächeln? Warum wollen wir glücklich aussehen? Was soll der Quatsch?

Am späten Abend nach der Schicht stand ich an der Bushaltestelle, rauchte eine Zigarette und schaute auf die große Wand eines Flughafenhotels, die mit einem Plakat bedeckt war. *You talked, we listened*, stand darauf.

Das übergroße Hotelplakat zeigte das Gesicht einer uniformierten Mitarbeiterin, die so freundlich und natürlich auf die Schulter eines Kunden einlächelte, dass mir nicht klar war, ob sie für ihre Arbeit überhaupt bezahlt werden wollte. Es war ein Serviceversprechen der analogen Dienstleistungsindustrie, die dem Kunden ihre Arbeitsabläufe noch nicht in Form von einer App untergejubelt hatte und in der man bei Bewerbungsgesprächen damit punkten konnte, wenn man sich als *authentisch* bezeichnete und präsentierte.

Schaut, sagte das Bild vom lächelnden Dienstleister: *Egal ob in Osaka, Vancouver oder Kapstadt: Sie werden unsere Mitarbeiter an ihrem uniform genuinen Lächeln erkennen. Sie können sich bei ihnen ausweinen und nach einem langen Tag die Seele baumeln lassen: unsere Mitarbeitern vergeht nicht das Lächeln. Sie urteilen nicht, sie richten nicht. Sie werden sich bei uns derartig zuhause*

fühlen, dass sie die große Einsamkeit des Hotels, die Fremde, die Anonymität des Flughafens vergessen werden. Sie werden nicht mehr ausziehen wollen. Sehen wir selbst nicht aus, als würden wir in unserem Hotel wohnen? Ja: wir wohnen hier. Wir haben uns auf einer Etage im Untergeschoss verkrümelt, ohne Ihnen Platz und Sicht aus dieser Traumwäscherei zu nehmen. Wir haben kein Leben mehr. Unser Leben ist ein einziges Lächeln. Unser Lächeln sind Sie. Wir sind nur glücklich, wenn wir Sie glücklich machen können. We listened, you talked. Thank you!

Wieviele Geschichten gibt es nicht von Rockstars, die Hotelzimmer zertrümmert oder wie Keith Moon einen Lincoln in den Hotelpool gesteuert haben sollen! Doch das Gros der Gäste ist kein Rockstar. Sie sind Touristen oder Geschäftsreisende, die in der Lobby ihre Thinkpads aufklappen, Zahlenkolonnen oder Waffen verschieben oder ein paar Momente zuvor die Mitarbeiter der Fluggesellschaft zusammengeschrien haben, weil höhere Gewalt in der Form eines Sommerunwetters den Flughafenbetrieb lahmgelegt hat und weil höhere Gewalt immer für alle anderen gilt außer einem selbst. Sie werden auch dann kein Rockstar, wenn sie Anonymität mit Freiheit verwechseln, ihrer Wut freien Lauf lassen und Zimmer 213 in Trümmer legen.

(Warum gibt es keine Hoteldirektoren, die Romane schreiben? Wer, wenn nicht sie haben Stoffe, die sich nicht ausdenken lassen? Liegt es an der Rolle: daran, dass viele Hoteldirektoren lange Zeit selbst Uniform getragen haben, bevor sie den Kasten führen durften? Dass sie selbst jetzt, ebenfalls in feinem Zwirn wie die feinen Herrschaften, nicht aus der Rolle, aus Unterwerfung und Diskretion

heraus können? Dass sie bestenfalls Anekdoten erzählen, nicht aber fein gestaltete Geschichten? Dass sie tatsächlich oft selbst in den Hotels wohnen, die sie führen; dass ihnen dieses *mentale Twenty-four-seven* jeglichen Anlauf oder Abstand zu dem ausgetrieben hat, was sie tagtäglich tun?

Aber nein. Ich kenne einen, auf den das nicht zutrifft. Der erzählt wunderbare Geschichten aus dem Off und Backstage von Rockstars und er hat vermutlich noch wunderbarere Geschichten auf Lager, die er nicht erzählt.)

III

Ein Selbstportrait zeigt also im besten Fall, wie man als Mensch aussieht und nicht, wie man als Mensch wahrgenommen werden will. Schenken wir uns den verwirrenden Begriff der *Seele*, der hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt sei und unter dem man im süddeutschen Raum ein längliches, mit Salz und Kümmel bestreutes Salzgebäck versteht, zwischen das gerne Schinken oder Käse gelegt wird.

Das Selbstportrait zeigt ein Bild vom Selbst und nicht das Selbstbild. Der Kerl will doch gar nicht lächeln! Der Fotograf im Kerl will das, weil er's irgendwo einmal gesehen hat oder einfach nur *weil man es halt so macht*.

Ein Selbstportrait zeigt nichts Fotogenes. Es zeigt das Gesicht als eine Art modellierbares Trägermaterial, auf dem die Rollen, die das Leben einem anbietet, zusammen mit den Jahresringen der Zeit und der Karkasse dieses unbeschreiblichen Rest-Etwas in einen Reigen

einstimmen, dessen Beweglichkeit bestenfalls erhalten bleibt und nicht zur verfrühten Erstarrung, zur Totenmaske zu Lebzeiten gerät.

Immerhin haben meine Versuche auf der Festplatte eines gezeigt: in der Art des Posierens habe ich Pose und Mimik anderer imitiert, die ich bereits gesehen habe. Mal nachdenklich, mal ausdruckslos, bisweilen verträumt, aber immer unverzagt mitten ins Klischee. Einmal die Fußsohlen auf dem Tisch und in der Mitte dazwischen mein kleinerer Kopf, von den Sohlen rund und unscharf eingerahmt. Die Idee war, entspannt aussehen zu wollen. Herauskam ein Bild, das mir einfach nur peinlich in seinem Bosshaften ist. Es fehlt nur noch eine Zigarre zwischen den gebleckten Zähnen: schon haben wir den Musikmogul, den erfolgreichen Produzenten diverser Boy- und Girlgroups der 90er Jahre, dessen aktuellste Bilder (inzwischen untersetzt und mit schütterem, auf Volumen geföhnten Haar) vom Mee-too-Gerichtsprozess stammen.

„Leben heißt sich selbst verfehlen,“ lässt Fernando Pessoa seinen Álvaro de Campos im *Liedgedicht über die Hoffnung* sagen. Schreiben heißt auch, die verfehlte Suche (und speziell deren Komik) zu beschreiben. Beim Selbstportrait könnte man statt des Selbsts die Reihe der Masken sichtbar machen, die man anprobierte, anprobiert und anprobieren wird.

„Man ändert sich im Laufe solcher Jahre vom Scheitel bist zur Sohle und von den Härchen der Haut bis ins Herz, aber das Verhältnis zu einander bleibt merkwürdigerweise das gleiche und ändert sich so wenig wie die Beziehungen, die jeder einzelne Mensch zu den verschiedenen Herren pflegt, die er der Reihe nach mit Ich anspricht,“ schreibt Robert Musil in *Die Amstel*.

— — —

Treffen sich Robert Musil und Fernando Pessoa in einem Wiener Restaurant.

„Die Herrschaften: o Tisch für zwei?“ fragt der Kellner

Die Herrschaften schütteln synchron verneinend den Kopf.

„Jo wie viele werden’s denn sein?“

„Oh,“ antwortet Pessoa, „je länger wir bleiben, desto mehr werden wir.“

„Ja wie lange wollen’s denn bleiben?“

„Woher sollen wir das wissen?“, entgegnet Robert Musil.